

KLEINER WERDENDE KONVENTE UND DAS BIBLISCHE PRINZIP DER KLEINEN ZAHL

Vortrag vor dem Generalkapitel der Bayerischen Benediktinerkongregation
in der Abtei Niederaltaich am 5. September 2001

In einem der Vorbereitungspapiere für dieses Generalkapitel steht ein sehr wahrer Satz: Die Situation unserer Klöster sei „ein Spiegel der Gesamtsituation der Kirche in unseren Breitengraden“. Ja, so ist es. Die Kirchen werden leer, die Klöster werden leer. In meinem Orden hatten wir drei deutsche Provinzen, zwei sind schon zusammengelegt, und die Reduktion auf nur noch eine einzige deutsche Jesuitenprovinz ist im Gang. In Indien dagegen müssen wir Ordensprovinzen teilen. Also wirklich: „in unseren Breitengraden“. In den Pfarrkirchen ist es nicht anders als bei den Orden. Bald wird es in ganz Deutschland als normal (und vielleicht sogar als theologisch richtig) erscheinen, was der Bischof von Hildesheim seinen Priestern schon in einem Hirtenbrief empfohlen hat: dass in jeder Pfarrei am Sonntag nur eine einzige Eucharistie gefeiert wird. Mehr Gläubige kommen nicht mehr zusammen. Umso wichtiger ist es, dass sie als *eine* Gemeinde Eucharistie feiern.

Die ersten Symptome dieser Entwicklung zur kleinen Zahl habe ich persönlich vor etwa 30 Jahren wahrgenom-

men, allerdings auf eine seltsam widersprüchliche Weise. Auf diese Doppelseichtigkeit des Phänomens der kleinen Zahl kommt es mir jetzt an.

Ich hatte mehrere Jahre in Rom gearbeitet, und als ich zurückkam, war zu Hause die Welt verändert. Das vitale Interesse an der Bibel, das mich als Exegeten vor der römischen Zeit mit von mir eingeforderten Vorlesungen, Vorträgen, Kursen, Predigten fast aufgegeben hatte, war bei Studenten wie Laien radikal weg. Und die Priester: Die Frankfurter Kapläne lachten mich aus, als ich die neuen Sachverhalte auf einem Priestertag beim Namen nannte, und rieten mir, doch lieber auf die Soziologie oder die Psychologie umzusatteln. Bei einem bibelmissionarischen Projekt wurde von den Bischöfen der Geldhahn zgedreht. War die Kirche noch bei ihrer Sache? Oder hatte sie sich aufgegeben? Nahmen deshalb schon die Zahlen ab?

Das war die eine Seite. Die andere war, dass eine Gruppe von Laien zu mir kam und sagte, sie hielten es in den eiskalt gewordenen Frankfurter Kirchen nicht mehr aus. Sie wollten eine Basis-

gemeinde gründen, wo wieder ein „anständiger“ Gottesdienst gefeiert würde, und einiges andere mehr. Ob ich nicht ihr Priester werden könnte. Ich wurde es. So machte ich sehr früh nicht nur die Erfahrung einer in tödlicher Automatik sich selbst reduzierenden und auf immer kleinere Zahlen zutrudelnden Großkirche, sondern erlebte zugleich die Faszination und die Mühseligkeiten des neuen kleinen Anfangs, geisterfüllt und von Hoffnung strahlend.

Das Wort von der kleinen Zahl hatte plötzlich zwei Seiten. Wichtig wurde mir vor allem der neue Zusammenhang und der neue Sinn. Als mächtigste Erinnerung aus diesen frühen siebziger Jahren habe ich immer noch eine Tonbildschau der „Integrierten Gemeinde“ vor Augen – es war die Gelegenheit, bei der ich diese Gemeinde überhaupt kennen lernte. Sie hatte den Titel: „Die neue Stadt“. Sie versuchte in einem zweistündigen Durchgang durch die Geschichte Israels und der Kirche in Bild, Wort und Musik gewissermaßen den roten Faden im Handeln Gottes mit der Welt aufzufinden. Das Stichwort, das wie ein Leitmotiv immer wiederkehrte, lautete: „Das biblische Prinzip der kleinen Zahl.“ Abraham mit seiner Familie, aus der brodelnden Völkerwelt herausgeholt; Israels Rest, aus Babylonien zurückgekommen; die Apostel und die Urgemeinde, wieder der Rest Israels; aber auch weiter, nachdem die Kirche groß und hohl geworden war, immer wieder die neuen kleinen An-

fänge in immer neuen Ansätzen christlicher Ordenswirklichkeit: die Mönche in der Wüste; Benedikt und die Klöster; die Bettelorden des Mittelalters; die neuzeitlichen Orden – und was heute? Hier fiel dann das Wort von neuen Gemeinden. Und als *cantus firmus* zog sich durchs Ganze hindurch: Gott, wenn er etwas in der Geschichte wirken will, beginnt mit der kleinen Zahl. So löste sich bei mir das Wort von der kleinen Zahl von der immer mächtiger werdenden Erfahrung einer einschrumpfenden Kirche und gewann daneben einen positiven, hoffnungsgeladenen Klang. Seitdem macht mir die andere, übliche Rede von der kleinen Zahl, wo immer sie gewispert wird – in den Pfarreien, in den Priesterseminaren, in den Klöstern – keine Angst mehr. Das *biblische* Prinzip der kleinen Zahl strahlt Hoffnung aus.

Was ich gesagt habe, impliziert allerdings: Wenn Gott stets mit der kleinen Zahl beginnt, heißt das noch lange nicht, dass überall da, wo die Zahlen klein werden, automatisch Gott gerade wieder dabei ist, einen Anfang zu setzen. Die kleinen Zahlen können auch das Ende einer Sache sein, die einmal als kleine Zahl begonnen und dann zu großen Zahlen geführt hatte, wobei die Suppe aber ihr Salz verlor – vor zu viel Wasser, das man dazugegeben hatte. Das Prinzip der kleinen Zahl ist biblisch, aber man darf es nicht verharmlosen. Und damit bin ich beim Thema: die kleine Zahl, biblisch genommen.

1. Die kleine Zahl als Anfang der Werke Gottes

Mein Bruder Gerhard hat in seinem Buch „Braucht Gott die Kirche?“ (1998) einmal zu begründen versucht, warum Gott immer klein anfängt (S. 45-49). Er sagte: Gott will die Freiheit derer, die sich seiner Revolution anschließen, die Freiheit braucht Zeit, Gott hat Zeit, er kann klein anfangen, und nur so hat die Freiheit eine Chance. Das ist das Grundproblem aller Revolutionen, schrieb er, sie haben keine Zeit. Die Lebenszeit des Einzelnen ist begrenzt, und die Masse ist träge. Schnelle Veränderung geht nur mit Gewalt. Was dann dabei herauskommt, erleben wir in der Geschichte immer von neuem. Nur Gott wagt sich auf den richtigen Weg, die Welt, und das heißt vor allem: die menschliche Gesellschaft bis auf die Wurzeln zu verändern, ohne zugleich die Freiheit abzuschaffen. Er versucht nicht, auf einmal alles zu verändern. Er fängt klein an, an einer einzigen Stelle. Er schafft einen Ort – sichtbar, überschaubar, überprüfbar – wo die Welt bis in den Grund zu dem wird, was sie im Sinne Gottes sein soll. Von diesem Ort aus kann das Neue sich dann ausbreiten. Nicht durch Überredung, Indoktrination, Zwang und Gewalt. Jeder einzelne Mensch muss die Möglichkeit haben, zu kommen und zu sehen, anzuschauen und zu prüfen. Wenn er dann will, kann er sich einbeziehen lassen in die von Gott ge-

wirkte Geschichte des Heils. Nur so wird die Freiheit gewahrt. So etwas braucht Zeit. Gott gibt sich die Zeit.

Genau in diesem Sinne setzt die Erzvätergeschichte der Genesis ein. Die Urgeschichte war gesamt menschlich. Ihr Fazit war: Rivalität und Gewalt haben immer mehr zugenommen. Die Welt war zum kochenden Kessel geworden. Da geht das Bild von der Totalen ins Detail. Der Blick konzentriert sich. Das 12. Kapitel beginnt mit der Familiengeschichte eines Einzelnen, Abrahams. Ganz punktuell, aber doch so, dass sofort klar ist: Diese kleine Geschichte soll einmal zu jener Weltgesellschaft führen, die am Ende der Bibel im Bild der Neuen Stadt geschildert wird (Offb 21). Am Anfang zieht eine einzige Familie ins Unbekannte aus. Doch ist sofort die Verheißung da: „Ich will dich zu einem großen Volk machen, ein Segen sollst du sein. In dir sollen sich Segen zusprechen alle Geschlechter der Erde“ (Gen 12,1-3). So steht am Anfang der Heilsgeschichte eine sehr, sehr kleine Schar, die einen Exodus vollzieht und deren Zukunft Verheißung ist.

Diese wenigen Erwählten sind Gott unendlich kostbar. Er hat Zeit. Nicht alle Menschen müssen sofort dazugehören. Alle allerdings, die mit seiner Schar in Berührung kommen, werden von Gott daran gemessen, wie sie reagieren. Gott sagt zu Abraham: „Ich werde segnen, die dich segnen, und wer dich verflucht, den werde ich verfluchen“

(Gen 12,3). Das wird bei Jesus viel später ganz ähnlich klingen. „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, heißt es im Gleichnis vom Weltenrichter (Mt 25,40). Die „geringsten Brüder“, von denen hier der richtende König spricht, bedeuteten ursprünglich nicht, wie wir auszulegen pflegen, alle Armen dieser Erde – so tief dieser Gedanke ist. Die Frage, die hinter dem Gleichnis steht, war die: Was geschieht denn mit denen, die nicht zu uns, dieser kleinen und verfolgten Schar, gehören? Die Antwort lautet: Diese wenigen verfolgten und vor Bedrängnis fast untergehenden Jünger des Herrn sind Gott so kostbar, dass es für die anderen genügt, auf sie richtig zu reagieren. Wer den verfolgten Jüngern Jesu zu Hilfe kommt, kommt der Sache Gottes zu Hilfe und gehört zu den Gesegneten des Vaters. Wer ihnen nicht zu Hilfe kommt, zerstört sein eigenes Leben. Diese kleine Schar der wirklichen Armen ist für Gott die wichtigste Sache in der Welt. All den vielen Armen der Erde kann auf Dauer nur geholfen sein, wenn diesen wenigen geholfen wird. So war es bei Abraham. So geht es weiter. Immer nur *eine* Linie in den folgenden Generationen ist die Linie des Heils. Wenn schließlich doch ein großes Zwölfstämmevolk daraus geworden ist, in einem großen Land; wenn dieses Volk dann versagt und untergeht, so dass nur der Stamm Juda, und von ihm nur ein kleiner Rest,

übrigbleibt, nach Babylonien deportiert, lässt Gott einen Perserkönig Kyros sie zurückschicken – wieder nur eine kleine Schar. Und im niedergebrannten Jerusalem beginnt Gott mit ihnen von neuem.

Dann wiederholt sich die Geschichte abermals. Wieder verliert Gottes Israel seinen Ruf aus dem Blick. Jetzt erinnern sich diese und jene Gruppen im Volk, etwa die Leute von Qumran, deren Ruinen und Handschriften wir vor einigen Jahrzehnten in der Wüste am Toten Meer wiedergefunden haben, an das biblische Prinzip der kleinen Zahl. Mitten in dem Israel, dem sie nicht mehr trauen, fern vom Tempel, den sie für verunreinigt halten, versuchen sie neu in kleiner Zahl, als das wahre Israel zu leben. Genau das ist die Situation, in der auch Johannes der Täufer und Jesus auftreten und nun den wahren Neuanfang in Israel beginnen lassen, wieder mit kleiner Zahl.

Jesus hat volles Bewusstsein vom Prinzip der kleinen Zahl. Er nennt die Seinen die „kleine Herde“ (Lk 12,32). Mehr noch, er entwickelt in seinen Gleichnissen geradezu eine theologische Lehre vom Prinzip der kleinen Zahl. Etwa, wenn er die Gottesherrschaft mit einem Senfkorn im Gemüsegarten vergleicht, das in einem kurzen Frühjahr zu einer großen Staude heranwächst (Mk 4,30-3). Die Kleinheit des Anfangs ist dabei auf die Spitze getrieben. Ein Samenkorn der „brassica nigra“ wiegt etwa ein Milligramm und

hat einen Durchmesser von etwa 1 Millimeter. Die einjährige Pflanze wird in wenigen Wochen 1½ bis 3 Meter hoch. Wichtig ist: Jesus vergleicht das Gottesreich nicht mit dem Senfkorn. Das Gottesreich ist nicht zur Kleinheit des Senfkorns verdammt. Vielmehr vergleicht er das Gottesreich mit dem ganzen Prozess, vom Samen bis zur Staude, und die Staude lässt Jesus dann in das mythische Bild des Weltenbaums umspringen, zu dem die Vögel des Himmels kommen, um in seinen Zweigen zu nisten. Das Gleichnis redet nicht statisch, es redet davon, wie das Gottesreich kommt. Doch dabei sagt es: Gott fängt ganz klein an.

Auch das Gleichnis vom Sauerteig (Lk 13,20f) vergleicht die Gottesherrschaft nicht nur statisch mit dem kleinen Teigklumpen, den die Frau nahm, sondern mit dem ganzen Prozess. Die drei Sea Mehl, in die der Batzen Sauerteig hineingesteckt wurde, gehören auch dazu – das sind 40 Liter Mehl. Was schließlich herauskommt, wenn das Brot gebacken ist, sind etwa 50 Kilogramm Brot. Das hieß damals: Brot für etwa 150 Personen. Doch in einer einzigen Nacht hat der kleine Teigklumpen diese Riesenmenge durchsäuert. Ging es beim Senfkorn nur um den Gegensatz von Klein und Groß, so kommt im Gleichnis vom Sauerteig etwas Neues hinzu. Der kleine Anfang hat eine unglaubliche *Verwandlungskraft*: die Kraft Gottes, Welt zu verwandeln und schmackhaft zu machen.

Dessen ist sich Jesus sicher inmitten des verlorenen, ratlosen Jüngerhäufleins, das ihn umgibt.

Keine widrige Macht kann Gottes kleinen Anfang daran hindern, groß zu werden. Auch dafür hat Jesus ein Gleichnis, das Gleichnis vom Schicksal der Saat auf dem Acker (Mk 4,3-8). Da war Saat, die auf den Weg fiel, und die Vögel fraßen sie. Sie hatte gar keine Chancen. Dann fiel Saat auf felsigen Boden mit wenig Erde. Sie ging auf, aber die Sonne sengte sie weg. Sie war wenigstens ein klein wenig gewachsen, aber dann war es zu Ende. Dann fiel Saat unter die Dornen. Sie wuchs, aber die Dornen erstickten sie. Sie war schon hochgewachsen, doch wurde sie zur späten Enttäuschung. Das alles ist keine Erfolgsgeschichte. Aber nach den Gesetzen des volkstümlichen Erzählens – eins, zwei, drei, und dann kommt das, worauf es ankommt – sind wir jetzt erst beim springenden Punkt, zu dem die drei ersten Stufen hinaufführten. Die Saat, die auf guten Boden fiel, ging auf. Aus jedem einzelnen Korn wurden, je nachdem, wie die junge Pflanze sich bestockte, 30, 60 oder 100 Körner. Das ist ein überwältigender Erfolg. Wieder meint das Gleichnis den ganzen Prozess. Zu ihm gehören die Gegner der Gottesherrschaft, gehören die Misserfolge, die Ablehnungen und die Untergänge. Trotzdem steht am Ende der große göttliche Erfolg. Jesus ist sich der Unmöglichkeit der Sache Gottes in dieser Welt voll bewusst. Zur Kleinheit

des Anfangs kommt noch die massive Gegnerschaft, die sofort da ist und zuschlägt. Doch letztlich kommt sie nicht gegen Gottes Werk an, es setzt sich durch, und zwar nicht nur in der kommenden, sondern schon in dieser Welt. Ja, es gibt den kleinen Anfang, und in ihm steckt das Wunder. Es gibt das erstaunliche biblische Prinzip der kleinen Zahl. Gottes kleine Zahlen sind voller Hoffnung und Zukunft. Natürlich gibt es nicht nur Gottes kleine Zahlen. Es gibt leider auch andere kleine Zahlen, die wir Menschen produziert haben.

II. Die kleine Zahl am bösen Ende einer guten Geschichte

Gott hat in der Geschichte Israels und der Kirche ja nicht *einmal*, sondern immer von neuem mit kleinen Zahlen angefangen. Er musste es. Denn von dem, was klein begann und dann ins Große wuchs, war plötzlich doch nicht mehr viel da. Es gibt in der Geschichte nicht nur die kleine Zahl am Anfang, sondern auch die kleine Zahl am bösen Ende der großen Sache. Muss das so sein? Und warum muss das so sein?

Bei diesen Fragen müssen wir zunächst einen kleinen Umweg machen, ehe wir zur eigentlichen Sache kommen.

Denn sehr schnell denken wir in diesem Zusammenhang an das eiserne Gesetz vom Werden und Vergehen, an die unumkehrbare Abfolge von Jugend, Alter und Tod, ein Gesetz, das nicht nur für das biologische Einzelwesen

gilt, sondern genau so für gesellschaftliche Organismen. Auch sie verbrauchen langsam den Impuls des Anfangs. Auch sie legen sich immer neue Erstarungen zu, die das Leben schließlich eher bremsen als fördern. Auch sie kommen ans Ende, wo das Herz immer schwächer schlägt und schließlich aussetzt. Vielleicht kann man sie noch balsamieren, durch Denkmalschutz für die historisch gewordenen Bauwerke zum Beispiel – Leichen sind es dann trotzdem. Bevor die schönen Räume einem neuen Zweck zugeführt wurden, war über die Bewohner zuerst wie eine Krankheit die kleine Zahl gekommen. Dann waren sie ausgezogen oder gestorben. Muss es nicht mit allem so gehen? Müssen nicht auch Institutionen das Sterben lernen und annehmen? Andere treten an ihre Stelle, und auch sie gehen wieder den gleichen Weg.

Das ist unwiderlegbar wahr und richtig. Wir würden uns belügen, wenn wir meinten, diese Gesetze wären nicht auch in der Kirche am Werk, und nicht auch in jedem einzelnen Kloster. Vielleicht haben wir deshalb in der Genesis gleich am Anfang der Heilsgeschichte zunächst diese langen Erzählungen von den verschiedenen Generationen der Patriarchen. Das war ja nicht einfach ein Wachstum in immer neue Größe hinein. Jeder dieser Verheißungsträger außer vielleicht Abraham starb und hinterließ so gut wie nichts. Jedesmal kam etwas an sein Ende. Was von Abraham her in Isaak gewachsen

war, wurde mit dem alternden Isaak selbst alt. Es zerbrach dann, als Isaaks Zwillinge sich zerstritten und Jakob, der Betrüger, ins Ausland flüchten musste. Was bei ihm, als er heimgekehrt war, in der Familie, die er mitbrachte, mit ihren zwölf Söhnen, heranwuchs, war etwas Neues im Land. Doch es kam wieder an sein Ende, als der Eine nach Ägypten verkauft war und im Lande die Hungersnot ausbrach. Zwar überlebten alle, der alte Vater wie die schon großen Söhne mit ihren Familien. Aber es war doch wieder ein neuer und auch nur vorläufiger Anfang, wieder im Ausland, wohin Josef sie gerettet hatte. Erst unter Mose brachte der Exodus aus Ägypten in diesen abermaligen Anfang Bewegung hinein, und dann war es der Anfang von etwas wieder ganz Neuem. Jede dieser drei Phasen setzte im Grunde neu an – zu Aufstieg und Niedergang. Wir haben nicht nur einfach die Lebensbögen von Generationen, sondern jedesmal den großen Bogen einer ganzen gesellschaftlichen und geschichtlichen Wirklichkeit. Allerdings: Gott hielt den Faden seiner eigenen Geschichte durch all das hindurch immer in der Hand und spulte ihn weiter. Denn nichts, was sich nacheinander ereignete, war reine Wiederholung. Die Gesetze des Werdens und des Vergehens der gesellschaftlichen Wirklichkeiten gelten also auch da, wo Gott seine Geschichte betreibt. Sie sind, zumindest zunächst einmal, Naturge-

setze, die Gott in seine Schöpfung hineingelegt hat und auch nicht abändern will. Sie führen immer wieder einmal an Punkte der kleinen Zahl, an letzte Stationen vor dem Ende, wo es Abschied zu nehmen heißt. Gottes Sache ist damit nicht in Frage gestellt. Denn er hat viele verschiedene Samenkörner auf den Acker der Welt gestreut, und stets gibt es nebenan ein neues Keimen. Ein Stück von diesen Notwendigkeiten des Abschiednehmens kann auch bei uns und bei der vielleicht so traditionsreichen Wirklichkeit, in der wir jeweils unsere Heimat haben, näher rücken und sich durchsetzen. Gott kann sich das leisten. Auch bei einem solchen Prozess haben wir dann eine Aufgabe. Ich halte es nicht für falsch, wenn manche Berater vor allem Schwesterngemeinschaften, denen seit vielen Jahren alle Berufe ausbleiben, mit dem Gedanken an das notwendige Zugehen auf das abzusehende Ende der Geschichte der eigenen Gemeinschaft vertraut machen und sie dazu bringen, ihre Situation vor Gott zu akzeptieren und zu bejahen, so wie man in einer bestimmten Phase vor dem individuellen Tod vielen Menschen helfen muss, dem Tod ins Auge zu sehen und sich in den Abgrund Gottes fallen zu lassen. Es gibt Gemeinschaften, die solche Erkenntnisse angenommen haben und in den letzten Phasen ihrer Existenz noch einmal erstaunlich zu leuchten beginnen.

Das ist alles wahr, und es kann durchaus sein, dass es in manchen Fällen die

ganze Wahrheit ist. Dann gibt es hier *auch* ein Gesetz der kleinen Zahl. Man muss es annehmen und kann dann damit leben und sterben. Die schwindenden Zahlen zeigen an, dass die Stunde naht. Das muss dann auch nicht ein *böses* Ende sein. Es kann getragen sein vom Glauben, dass Gottes Sache weitergeht. Denn sie ist größer als die Lebenszeit des Einzelnen und auch die Lebenszeit von Gemeinschaften und Einrichtungen, die in ihrer Stunde vielleicht Geschichte gemacht haben, Geschichte Gottes, deren Stunde aber jetzt abgelaufen ist.

Nur ist das nicht alles, wenn wir von jenen kleinen Zahlen reden, die ein Ende anzeigen. Zu den kleinen Zahlen kann es auch anders kommen als aufgrund der natürlichen Gesetze langfristigen Werdens und Vergehens. Damit komme ich zum eigentlichen Thema.

Beim Gleichnis von der wachsenden Saat ist schon deutlich geworden: Es gibt die Gegenmächte, welche die aufgehende Saat wegpicken, versengen, ersticken: die Vögel, die Sonne, die Dornen. Gottes Werk ist vom kleinsten Anfang an in Bedrängnis. Auch wenn es dann am Wachsen ist, hat es die Bedrängnis nicht etwa hinter sich. Wenn die Frau der Apokalypse ihr Kind geboren hat, kommt eine Not, die alle Wehen der Geburt übertrifft: der Drache. Die Frau wird zwar mit den Flügeln des Adlers in die Wüste getragen, wo der Drache ihr nichts anhaben kann. Aber seitdem kämpft er gegen ihren

übrigen Samen, der den Geboten Gottes gehorcht und am Zeugnis für Jesus festhält. Und er ist mächtig. Sein Schwanz hat schon ein Drittel der Sterne vom Himmel gefegt (Offb 12). Vielleicht rechnen wir, wenn wir heute den kleingewordenen Zahlen begegnen, zu wenig mit der Kraft des Drachen. Wir haben vergessen, dass Krieg ist.

Das Alte Testament hat für die kleinen Zahlen, von denen wir jetzt sprechen, ein Bild. Es ist das Bild vom „Rest“. Es stammt aus dem Wortfeld des Krieges. Denken wir nur an den Anfang des Jesajabuches, wo das Bild uns plastisch begegnet: „Euer Land ist verödet, eure Städte niedergebrannt. Das Ackerland vor euren Augen, Fremde fressen es auf, verödet wie das zerstörte Sodom. *Übrig* nur die Tochter Zion, wie eine Hütte im Weinberg, wie ein Schutzdach im Gurkenfeld, als eingeschlossene Stadt. Hätte uns der Herr der Scharen nicht *übriggelassen* (*diesen*) *winzigen Rest*, wie Sodom wären wir, Gomorra glichen wir“ (Jes 1,7-9).

Wir können dieses Wort genau datieren: 701 vor Christus, im Augenblick des Abzugs des assyrischen Heeres von Jerusalem, auf der Peripetie der vielleicht bittersten Vorgänge in der Geschichte des alten Israel – in der biblischen Geschichtsdarstellung sonst nur gegenüber dem späteren babylonischen Exil heruntergespielt, weil damals die Stadt Jerusalem noch unberührt blieb. Sie ist der Rest, von dem Jesaja spricht. Sonst ist *nichts* mehr übrig. Zwei Jahr-

zehnte vorher hatte Assur Samaria erobert, das ganze Nordreich annektiert, durch Völkermord und Bevölkerungsaustausch zehn Stämme Israels für immer von der Landkarte gestrichen. Übrig war nur Juda, das Südreich, geblieben, selber auch schon Vasallenstaat im assyrischen Weltreich. Jetzt hatte Hiskia, nach jahrelanger Aufrüstung und penibler logistischer Vorbereitung, den Aufstand geprobt. Er war kläglich gescheitert. Alle Landstädte Judas hatte Assur erobert, sie und erst recht alle Dörfer zerstört. Die gesamte Landwirtschaft war am Ende, denn alle Weinstöcke und Ölbäume waren abgesägt. Die Landdistrikte Judas wurden den Nachbarstaaten im Westen und Süden zugeteilt. Die Bevölkerung auf dem Land, soweit nicht schon tot, wurde insgesamt deportiert, mehr als 200 000 Menschen. Sie kam niemals mehr zurück, sie ging in anderen Völkern unter. Das Land blieb unbewohnt. Es wurde Buschland, in dem die Philisterstädte Hirschjagd betrieben. Nur Jerusalem war noch nicht erobert. Da mussten die assyrischen Truppen abziehen, weil es woanders im Reich brannte. Sie ließen sich den Abzug noch mit reichen Reparationen bezahlen. In wenigen Strichen beschreibt Jesaja die Situation. Das Bild, in das alles mündet, ist die Stadt Jerusalem als der gebliebene, von Gott noch gelassene Rest. Restbestand nach einem voll verlorenen Krieg. Nichts zeigt so klar wie dieses Jesajawort: „Rest“ ist im Alten Testament

das Wort für die kleine Zahl, die noch übrigbleibt, wenn etwas Großes in der Geschichte ans Ende kommt. Kein Zweifel, dass dieses Bild im Alten Testament (und im übrigen im ganzen alten Orient) in den Zusammenhang des Krieges gehört. Kriege waren unendlich grausam. Was nicht in Sklaverei abgeführt wurde, wurde abgeschlachtet – nicht nur bei den geschlagenen Truppen, nein, bei der ganzen Bevölkerung. In der Stadt Lakisch haben die Archäologen das Massengrab gefunden und ausgegraben. „Rest“ war das Wort für die Glücklichen, die so oder so einer solchen Katastrophe ausweichen oder entrinnen konnten. „Rest Israels“ heißt: Krieg hatte stattgefunden, von Israel ist fast nichts mehr übrig, nur einige wenige sind entkommen.

Kleine Zahlen, werden sie „Rest“ genannt, gehören also zur Niederlage am Ende eines mörderischen Krieges. Nur wir, wenn wir ratlos vor *unseren* kleinen Zahlen stehen, kommen gar nicht auf die Idee, ein Krieg könnte stattgefunden haben und vielleicht sogar immer noch toben. Es ist aber so. Nur: Was für ein Krieg?

Die Propheten Israels waren ja nicht naiv. Sie bildeten sich nicht ein, das seien einfach nur Machtproben der politischen Gebilde gewesen. Hinter den sichtbaren Fronten sahen sie auch den unsichtbaren, tieferen und wahren Frontverlauf in diesen Kriegen, die Israel dezimierten. Dass Gottes Israel von politischen Mächten niederge-

macht wird, spiegelt nur, dass es längst in ein System zurückgekehrt ist, aus dem es eigentlich für immer ausgewandert war. Im Kampf mit seiner eigenen Bestimmung ist es zu dem geworden, was die Assyrer vernichten können. Aber Israel ging es wie uns. Es sah nichts. Die Propheten mussten ihm die Augen öffnen.

Ich will das nur gerade an unserem Jesajatext verdeutlichen. Er geht ja weiter. Jetzt redet Jesaja Jerusalem an. Er nimmt nun das Wort „fast“ zurück, das er vorher gebraucht hatte: *Fast* wäret ihr wie Gomorra geworden. Denn dass Gott einen Rest übriggelassen hat, ist reine Gnade. Eigentlich hätten alle vernichtet sein müssen. In Wirklichkeit war auch der gebliebene Rest das, was Gomorra gewesen war und weshalb Gomorra restlos vernichtet wurde. So redet Jesaja jetzt die Menschen in Jerusalem direkt als Sodom und Gomorra an: „Hört das Wort des Herrn, ihr Herrscher von Sodom! Vernimm die Weisung unseres Gottes, du Volk von Gomorra“ (Jes 1,10). Dann spricht er von Israels Kult. Wir müssen das recht verstehen: Jesaja bekämpft hier nicht die Liturgie als solche, er nimmt sie aber als Sprungbrett, um zu dem noch Wichtigeren und Zentraleren zu gelangen, der Welt, die sich in ihr ausdrücken sollte. „Was soll ich mit euren vielen Schlachtopfern?, spricht der Herr. Die Widder, die ihr als Opfer verbrennt, und das Fett eurer Rinder habe ich satt; das Blut der Stiere, der

Lämmer und Böcke ist mir zuwider. Wenn ihr kommt, um mein Angesicht zu schauen – wer hat von euch verlangt, dass ihr meine Tempelhöfe zertrampelt? Neumonde und Sabbat und Festversammlung – Frevel und Feste – ertrage ich nicht. Eure Neumondfeste und Feiertage sind mir in der Seele verhasst, sie sind mir zu Last geworden, ich bin es müde, sie zu ertragen.“ Soweit der Anlauf. Jeder fragt sich: Warum hält Gott das alles nicht mehr aus? Nun kommt der Sprung, unglaublich in seinem Bild: Die vom Opfertier blutigen Hände der Priester sind Mörderhände, das Tierblut mischt sich mit Menschenblut. „Wenn ihr eure Hände ausbreitet, verhülle ich meine Augen vor euch. Wenn ihr auch noch so viel betet, ich höre es nicht. Eure Hände sind voller Blut. Erst wascht euch, reinigt euch! Lasst ab von eurem üblen Treiben! Hört auf, vor meinen Augen Böses zu tun. Lernt, gut zu sein! Sorgt für das Recht! Helft den Unterdrückten! Verschafft den Waisen Recht, tretet ein für die Witwen“ (Jes 1,11-17). Gottes einziges Werk in der Geschichte ist es, sich ein Volk zu schaffen, in dem endlich Gerechtigkeit da ist, Güte, Gemeinschaft. Die Gesellschaften der Welt sind auf Macht aufgebaut und enden mit Blut. Der Krieg der Tiefe ist der zwischen diesen beiden Weltentwürfen. Wenn Israel ans Ende kommt und nur noch jener kleine Rest übriggeblieben ist, den Gott in seiner Gnade dann doch noch gelassen hat, dann

heißt es, dass Israel vorher schon den anderen, tieferen Krieg verloren hat und von den Gesellschaften der Welt umgepolt worden ist. Es ist schon übergelaufen, ehe es dann auch noch trotzdem vernichtet wurde. Vielleicht wurde es sogar gerade deshalb besonders grausam vernichtet, weil es doch auch nach seiner Anpassung an die Welt der Völker noch zu sehr von seiner Vergangenheit gezeichnet war.

Kehren wir zu Jesu Gleichnis von der ausgestreuten Saat zurück, zu seinem ersten Teil, der von den verlorengelassenen Körnern spricht. Jesus hat seinen Jüngern ja nachher erklärt, was der Vogelfraß, die Sonnenhitze und die Dornenumarmung bedeuten (Mk 4,13-19). Gewöhnlich sieht man hier verschiedene Typen von Glaubensgefährdung. Doch scheint mir das nicht der Fall zu sein. Ich würde eher von verschiedenen Ebenen der Ernsthaftigkeit sprechen.

Da fällt Same auf den Weg, sofort kommt der Vogel und frisst ihn. Dies sind, scheint mir, die Menschen, die so selbstverständlich in unserer normalen Gesellschaft sozialisiert sind, dass sie das, was von Gott her auf sie zukommt, zwar irgendwie noch wahrnehmen. Sie „hören das Wort“, sagt Jesus. Wie könnte man diesem „Wort“ in unserer Welt auch nicht begegnen? Es hat seine Spuren in allen Ecken unserer Kultur hinterlassen, zum Beispiel in den Kirchenbauten und den barocken Klöstern. So begegnen sie ihm. Aber das *ist* es

dann. Satan in der bunten Vogelgestalt aller unserer flatternden und piepsenden Selbstverständlichkeiten hat es schon aufgepickt und verdaut. Diese Menschen sind vielleicht die Glückseligsten unter den drei Gruppen. Sie haben gar nicht wirklich erkannt, was ihnen angeboten war. Von Krieg kann keine Rede sein. Je mehr in unseren Breitengraden das „Wort“ nur noch äußerlich und immer schon nur gesellschaftlich uminterpretiert gehört werden kann, desto mehr nimmt die Zahl dieser Menschen zu. Vor zwei, drei Generationen wären viele von ihnen sogar noch sonntags in die Kirche gekommen, da das damals noch zum kulturellen Anstand gehörte. Heute gehört es nicht mehr dazu, so kommen sie auch nicht mehr zur Kirche, und es wird sichtbar, wer die waren, die zum Teil schon lange die Kirchen gefüllt hatten. Wie sollten sie aber, erst recht dann, in ein Kloster kommen? Die Vögel haben den wahren Samen längst weggepickt.

Ernsthafter wird es bei der zweiten Gruppe, wo über dem Felsgrund nur wenig Erde ist und am Ende die Sonne alles versengt. Denn hier wird das Wort nicht nur gehört, es wird „mit Freuden aufgenommen“. Diese Menschen erfahren eine Wegstrecke weit die Lust an Gott und seiner Sache in unserer Welt. Ja, am Anfang wachsen sie schneller als andere und sehen vielleicht am prächtigsten aus. Aber sie sind *proskairoi*, ich würde das überset-

zen mit: „dem Augenblick hingegeben“. Sie hängen an der Situation. Wenn die Situation wechselt, wenn die Lust überdeckt wird von Bedrängnis, ja Verfolgung, sind sie nicht genügend verwurzelt. Keine Gegenkraft steigt aus der Tiefe auf. Sie vertrocknen. Wie sollte aber, wer auf das Wort Gottes hört, nicht in Bedrängnis, ja in Verfolgung geraten? Auch die Zahl dieser Menschen ist heute groß. Vielleicht gerade unter den jungen Menschen. Sie geraten in den Krieg. Doch bald unterliegt das aufgegangene Wort. Es siegt die Angst vor dem, was das Neue an Schwerem bringt. Am Ende steht die Anpassung an eine Welt, die leichter lebbar zu sein verspricht, vor allem auch, weil sie die Welt der Vielen ist, in der man sich nicht isoliert fühlen muss. Ich glaube, dass manche aus dieser Gruppe durchaus bis in ein Kloster geraten können, und es kann vielleicht viele Jahre dauern, bis die Sonne so auf sie brennt, dass sich zeigt, dass ihnen die Wurzeln fehlen. Plötzlich erst merken sie, dass sie es nicht aushalten können, anders als die Vielen zu sein. Unsere herrschende Gesellschaft produziert in ihrer postmodernen Phase eine immer größere Isolierung des Einzelnen, und das verstärkt paradoxerweise den Anpassungsdruck. Man bekommt noch leichter Angst, nicht auf der richtigen Seite zu sein, und man hat niemanden, der einem hilft. Man läuft über.

Kleiner wird möglicherweise die Zahl

derer, die unter die Dornen geraten. Es ist die edelste Gruppe. Sie geraten mitten in die Schlacht. Der Same Gottes ist in ihnen aufgegangen. Sie gehören voll zu Gottes Kornsaat. Man kann es ihnen ansehen, denn sie bekennen sich dazu. Nur: Um sie herum wachsen die Dornen hoch. Jesus definiert genau, was die Dornen sind: die Sorgen dieses Äons, nämlich die Lust am Reichtum und die Begierde nach allem damit Verwandten – also nach Macht, nach Ehre, nach irdischer Dauer. Das sind die Gegenspiele zur Lust nach Gott und seiner Sache. Die Grundoptionen der beiden Welten stehen gegeneinander. Der Normalfall wird sogar so sein, dass sie einander umranken. Um Gott zu dienen, greift man nach dem Mammon, sucht die Mittel der Macht und die Position. Oder umgekehrt: Um dieser Welt zu dienen, wird auch die Sache Gottes eingesetzt. Und doch sind die beiden Welten wie Feuer und Wasser. Sie können sich nicht gegenseitig helfen. Die Umarmung ist tödlich. Solche Halme bringen am Ende keine Frucht. Wir müssen uns darüber klar sein, dass diese Halme auf dem Acker weiterwachsen. Sie sind weder weggepickt noch weggedorrt. Sie bringen nur keine Frucht. Doch befinden wir uns, wenn wir mit ihnen zu tun haben, *in* der Kirche, *in* den Klöstern. Auch eine ganze Gemeinde oder eine ganze Kirche kann ein solcher Halm werden, oder ein ganzes Kloster. Eine Kirche etwa, die sich so von Staat und Gesellschaft umarmen

und auf die Schultern klopfen lässt, dass sie einfach nur noch dazugehört. Ein Kloster, das sich nicht mehr real abhebt, mit einer Schule wie alle Schulen, mit Krankenhäusern wie alle Krankenhäuser, mit einem Lebensstil, wie alle ihn haben, sagen wir in der gehobenen Mittelklasse. Das kann mit vollem Ritus, wallendem geistlichen Gewand und klarem Bekenntnis zusammengehen. Dass die Saat Gottes erstickt wird, erkennt man vielleicht nur an einem: Es kommt keine Frucht. Damit sind wir wieder bei der kleinen Zahl. Es kann sein, dass die kleine Zahl anzeigt: Hier naht für das Leben der Gottesherrschaft ein Ende; die Kraft zum Weiterleben fehlt; die eine Lust hat die andere, wahre Lust erstickt.

In der Geschichte, die das Alte Testament uns schildert, kamen die kleinen Zahlen durchaus auf diese dritte Weise zustande. Dass der Umschlag Israels in eine Gesellschaft dieser Welt am Ende bedeutete, dass auch die Nation und ihr Land nach den Gesetzen dieser Welt eines Tages von größeren Weltmächten vernichtet würden, muss in der heutigen Situation, wo die Gottesherrschaft den Rahmen eines einzigen Volkes überschritten hat, sich nicht in dieser Form wiederholen. Aber das Phänomen der kleinen Zahl gab es damals und gibt es heute. Es ist ein Signal, dass für eine gute Sache ein böses Ende naht.

Das Eigentümliche in der Bibel ist nur: Dass Gott Israel einen „Rest“ gelassen hat, betrachtet die Bibel schon als eine

Gnade. Ein Amos hatte noch ein Gotteswort verkündet, das kein Entrinnen mehr kannte. Ein Erdbeben kommt über das Land. Was dann noch übrigbleibt, tötet das Schwert. „Nicht ein Fliehender von ihnen wird entfliehen, nicht ein Entrinnender von ihnen wird entschlüpfen“ (Amos 9,1). Und so noch mehrfach (3,12; 6,9). Nur einmal hat er es fertig gebracht, von einem Zehntel zu sprechen, das übrigbleibt (5,3), und hinzuzufügen: „Vielleicht schenkt der Herr, der Gott der Scharen, dann Gnade dem Rest von Josef“ (5,15). Die Gnade kann nur darin bestehen, dass auf dem Weg der Vernichtung eingehalten wird und wenigstens dieses Zehntel dann nicht auch noch untergeht. Wenn Israel also nach solchen Katastrophen auch nur erlebt, dass noch ein Rest übriggeblieben ist, dann ist das allein schon erstes Zeichen möglicher Gnade. Dass überhaupt noch eine wenn auch noch so kleine Zahl übriggeblieben ist, könnte schon neue göttliche Zuwendung sein. Damit kommen wir zum dritten Schritt unserer Überlegungen.

III. Die kleine Zahl und Gottes unbekanntes Möglichkeiten

Was ich hier abschließend sagen möchte, lässt sich vielleicht am einfachsten mit dem Namen des kleinen Sohnes des Propheten Jesaja einführen, den dieser an der Hand hielt, als er dem König Ahas an der Wäscherfeldstraße

in Jerusalem mit dem Immanuel-Orakel entgegentrat. Es war ein symbolischer Name. Er lautete: Schear-Jaschub. In seiner immer wieder umstrittenen Bedeutung stecken alle Potentialitäten des Rest-Gedankens, die uns jetzt beschäftigen müssen. Der Name ist erstens eine reine Drohung. Wenn du, König, deine Politik so weiterführst, dann führst du dein Volk in eine Niederlage, die so furchtbar ist, dass gilt: Schear-Jaschub, „nur ein (kleiner) Rest kommt zurück“. Der Name kann zweitens auch als Unheilsminderung verstanden werden. Ihr werdet geschlagen werden, doch das ist nicht das Ende für immer, vielmehr: Schear-Jaschub, „wenigstens ein Rest wird da sein, der zurückkehrt“. Dann ist der Name schon so etwas wie ein Gnadenwort. Schließlich kann er drittens – in Anlehnung an die wohl nachexilische Interpretation des Namens in Jes 10,20f – als Prophezeiung der Bekehrung des aus all den großen Katastrophen geretteten Restes Israels verstanden werden: „Der Rest wird sich bekehren, Jakobs Rest, zum starken Gott.“ El-Gibbor, „starker Gott“, ist einer der vier Thronnamen des messianischen Friedenskindes von Jes 9,5. Hier ist „Rest“ schon zum Ehrennamen des aus dem babylonischen Exil zurückgekehrten Israel geworden. Dieser Rest geht auf die Zeiten des Messias zu. Er wird aufgefordert, das zu tun, was Gott von ihm erwartet: sich zu bekehren. Hier schließt sich unmittelbar der Auf-

ruf Jesu zur Metanoia an, zur Umkehr. Unsere kleiner gewordenen Zahlen machen uns zum „Rest“. Der Krieg geht weiter. Wir werden dezimiert. Doch sind wir noch nicht am Ende. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die nächste Station das Ende ist, dass das Schwert des Zornes auch noch die bisher Entkommenen ereilt. Doch jetzt sind wir noch da, als kleiner, aber geretteter Rest. Dass wir noch da sind, ist schon Gnade. Es ist vielleicht schon Zeichen neuer Zuwendung Gottes. Das gilt von der kleingewordenen Kirche in unseren Breitengraden, das gilt auch von kleiner gewordenen Konventen. Doch wenn Gott uns als Rest hat weiterleben lassen, dann wartet er jetzt auf das, was die dritte Ausdeutungsstufe des Kindernamens sagt: die Umkehr.

Die beste wissenschaftliche Untersuchung zum alttestamentlichen Rest-Gedanken ist immer noch die Arbeit der evangelischen Theologin Jutta Hausmann aus dem Jahre 1987 („Israels Rest“, BWANT 124, Stuttgart, Kohlhammer). Sie macht deutlich darauf aufmerksam, dass in den nachexilischen Texten des Alten Testaments der Rest stets bereits da ist, wenn von Umkehr gesprochen wird. Wenn Israel nur noch als Rest, aber wirklich weiterexistiert, dann soll die Umkehr sichern, dass Gott sich weiterhin seinem Volke zuwendet und es wieder ins größere Heil hineinführt.

Wir könnten vielleicht sagen: Erschienen uns bisher das, was wir zunächst

besprochen haben, die kleine Zahl = Anfang der Wege Gottes, und das, was wir dann vor allem besprachen, die kleine Zahl = böses Ende eines guten Anfangs, wie zwei große Gegensätze, so verbindet sich jetzt beides im biblischen Wort vom Rest. Israels Rest bleibt offen für alle göttlichen Möglichkeiten. Die kleine Zahl als böses Ende kann umkippen in die kleine Zahl als Wunder neuen Anfangs. *Wir* haben es nicht in der Hand. Alles ist Gnade, wie es schon Gnade ist, dass überhaupt noch ein Rest übriggeblieben ist. Doch können wir uns in diese gnädige Zuwendung Gottes hineinziehen lassen, wenn wir dem Ruf zur Umkehr folgen. Wie sah die Umkehr jenes Restes denn aus, der aus Babylon heimgekehrt war? Ich glaube, das Wichtigste, was dieser „Rest Israels“ uns hinterlassen hat, ist die Tora, die damals zusammengebaut wurde. In ihr hat sich der heimgekehrte Rest auf die Anfänge besonnen, aus denen Israel kam: auf die Schöpfung, auf die Berufung der Väter, auf den Auszug aus der Fremde, auf den Sinai. Hier am Sinai hat Israel jetzt die beiden großen Themen untergebracht, in die hinein die Umkehr es führen musste: das Gesetz und den Gottesdienst. Gesetz, dieses so missverständliche Wort, meint in diesem Zusammenhang den göttlichen Entwurf der richtigen Gesellschaft für diese Welt. Er ist kernhaft im Dekalog verdichtet. Ausgeführt ist er dann vor allem in den drei großen Gesellschaftsentwürfen für Is-

rael: dem Bundesbuch, dem Heiligkeitsgesetz, dem deuteronomischen Gesetz. Hier hat Israels heimgekehrter Rest sich niedergeschrieben, wie Gott die Welt der Menschen will. Später wird die messianische Schar der Urgemeinde sich von Pfingsten an als Leben nach diesem Entwurf begreifen: als eine Gemeinde, die ein Herz und eine Seele war, wo keiner etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum nannte, sondern sie hatten alles gemeinsam, und es gab keinen, der Not litt (vgl. Apg 4,32-34). Dieser Text wird in drei verschiedenen Kapiteln der Benediktusregel zitiert (RB 33, 34, 55), so zentral war er für Benedikt.

Doch genau so wichtig ist am Sinai die Stiftung des Gottesdienstes. Der Sinn des von Gott in die Freiheit und Brüderlichkeit hineingeführten Israel ist die Überhöhung der Schöpfung ins Lob Gottes hinein. Deshalb wird das heilige Zelt errichtet, deshalb werden die Riten des Gottesdienstes am Zelt entfaltet. Auch das hat die Urgemeinde nach dem Pfingstgeschehen (das ja nichts ist als die messianische Wiederholung der Sinai-Theophanie) sofort als Sinn ihrer Existenz angesehen. Diese ersten Christen bildeten nicht nur eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam, nein, sie verharrten Tag für Tag im Tempel, brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Einfalt des Herzens. Sie lobten Gott und waren beim ganzen Volk beliebt (vgl. Apg 2,44-47). Hier

ist die kleine Zahl des geretteten Restes dabei, verwandelt zu werden in die kleine Zahl des neuen, göttlich gesetzten Anfangs. Denn Lukas fügt sofort an diesen ersten Gemeindebericht an: „Sie waren beim ganzen Volk beliebt. Und der Herr fügte täglich ihrer Gemeinschaft die hinzu, die gerettet werden sollten“ (Apg 2,47).

Doch wenn die Umkehr des aus Babylon heimgekehrten geretteten Restes Israels sich genau auf diese beiden Dinge konzentriert, die neue Gemeinschaft und das neue Gotteslob, dann sind wir ja nicht nur bei der christlichen Urgemeinde, sondern zugleich bei dem, was die Stiftung des heiligen Benedikt zuinnerst bestimmt. Er ruft ja in die Bekehrung hinein, und aus der Bekehrung soll sich ein neues Leben in neuer Gemeinschaft und beständigem Gotteslob entfalten. Etwas anderes und neueres kann und darf man nicht nennen, wenn nach dem biblischen Thema der kleinen Zahl gefragt wird. Genau hier mündet diese Frage.

Alle Details, die man beraten muss, wenn man damit konfrontiert wird, dass die Zahlen kleiner werden, haben ihr Gewicht. Sie dürfen niemals leicht genommen werden. Hier haben Sachverstand und Courage zu sprechen, keine Berufung auf irgendein Wort der Bibel. Doch was jede Einzelentscheidung tragen muss, ist die Botschaft der Bibel vom Rest. Wenn die Zahlen kleiner werden, müssen wir verstehen, dass wir im Krieg der beiden Welten zu-

mindest in unseren Breitengraden nicht auf der Siegerseite stehen. Wir sind geschlagen worden, und das Schlachten ist noch nicht am Ende. Doch der Rest, der uns noch geblieben ist, kann Gnade sein und in sich die ungeahnten Möglichkeiten neuen göttlichen Anfangs bergen. Wir sind gefragt, ob wir ins Eigentliche umkehren wollen.

Natürlich fragt sich, wer bei solcher Rede „wir“ sind. Am Anfang unserer Überlegungen stand der Satz, die Situation unserer Klöster sei nichts als „ein Spiegel der Gesamtsituation der Kirche in unseren Breitengraden.“ Der Satz bleibt wahr, und wenn nicht die ganze Kirche unserer Breitengrade sich als geretteter und zur Umkehr aufgerufenen Rest begreifen will, dann wissen wir eigentlich nicht, wo unsere Berufe wachsen und wie unsere Zahlen wieder zunehmen sollen. Kirche und Klöster sind wie kommunizierende Röhren. Aber weil sie kommunizierende Röhren sind, sollten wir lernen, die Dinge auch andersherum zu sehen. Schon oft in der Geschichte waren die Mönche und ihre Klöster die Punkte, an denen die Umkehr begann und von denen aus sich dann auch die breitere Kirche erneuerte. Wir mögen die Spiegel der Gesamtsituation der Kirche in unseren Breitengraden sein. Doch könnte nicht Gott den Gedanken haben, dass sich in dieser Kirche einst wieder spiegeln soll, was in den Klöstern einen neuen Anfang nahm? Genau nach dem biblischen Prinzip der kleinen Zahl? ■